

# Laibacher Zeitung.



Nr. 161.

Pränumerationspreis: Im Comptoir ganzl. fl. 11, halbj. fl. 5.50. Für die Zustellung ins Haus halbj. 50 kr. Mit der Post ganzl. fl. 16, halbj. fl. 7.50.

Dienstag, 15. Juli.

Insertionsgebühr: Für kleine Inserate bis zu 4 Zeilen 25 fr., größere per Zeile 8 fr. 1 bei öfteren Wiederholungen per Zeile 8 fr.

1884.

## Amtlicher Theil.

Se. I. und I. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 2. Juli d. J. dem Strafanstaltsdirector Rudolph Mahoritsch in Capodistria in Anerkennung seiner vieljährigen ausgezeichneten Dienstleistung das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens allergnädigst zu verleihen geruht.

Se. I. und I. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 2. Juli d. J. dem Ober-Telegraphendirector Joseph Vanger in Prag die Oberbaurathstelle bei der Post- und Telegraphendirection in Prag, dem Ministerial-Secretär Dr. Franz Steiner die Oberbaurathstelle bei der Post- und Telegraphen-Centralleitung im Handelsministerium, dem Telegraphendirector Franz Burian in Innsbruck die Oberbaurathstelle bei der Post- und Telegraphendirection in Wien, dem mit dem Titel und Charakter eines Oberpostrathes bekleideten Telegraphen-Inspector Anton Hauschka in Wien die Oberpostrathstelle in Wien, dem Postrath Jakob Nawratil in Bemberg die Oberpostrathstelle in Bemberg und dem Postrath Joseph Czermak in Prag die Oberpostrathstelle in Prag allergnädigst zu verleihen geruht. Pino m. p.

Se. I. und I. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 2. Juli d. J. den außerordentlichen Professor der reinen Mechanik und graphischen Statik an der k. k. technischen Hochschule in Wien Dr. Joseph Zinger zum ordentlichen Professor an derselben Anstalt allergnädigst zu ernennen geruht. Conrad-Gybesfeld m. p.

Se. I. und I. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 8. Juli d. J. dem Oberinspector der priv. Kaiser-Franz-Joseph-Bahn Georg Püringer tagfrei den Titel eines kaiserlichen Rathes allergnädigst zu verleihen geruht.

Der Handelsminister hat dem Telegraphendirector Joseph Kotalik in Triest die Baurathstelle bei der Post- und Telegraphendirection in Triest, dem Telegraphendirector Johann Wisgrill in Zara die Baurathstelle bei der Post- und Telegraphendirection in Graz und dem Telegraphendirector Alexander Stroka

in Bemberg die Baurathstelle bei der Post- und Telegraphendirection in Bemberg verliehen.

Der Ackerbauminister hat die k. k. Forstassistenten Hermann Ramsauer und Ferdinand Wang zu Forstinspections-Adjuncten in Steiermark ernannt.

## Nichtamtlicher Theil.

### Briefe über die Cholera.\*

I.

Diesmal ist der Beweis vollständig erbracht und die Schwergläubigsten müssen es nun wohl zugestehen: das ist die wirkliche, die asiatische Cholera, die jetzt zum fünftenmale seit dem Jahre 1830 ihren Besuch in Europa macht. Und wie im Jahre 1865, debütierte sie im Süden Frankreichs. In den Jahren 1830 bis 1837, dann in den Jahren 1847 bis 1849 kam sie aus Asien auf dem Landwege; in dem Jahre 1865 drang sie von Arabien und Egypten her zum Mittelmeergebiete vor; was aber die Cholerajahre 1872 und 1873 anbelangt, so ist es schwer, ihren Marsch zu bestimmen. Es scheint, dass die Krankheit im Norden von Deutschland und in Russland in einer abgemilderten Form fortbestanden hatte und dass sie in den eben genannten Jahren aus unbekannten Ursachen an Kraft wieder zunahm und von neuem ihren erobernden Zug wieder nach dem Westen antrat.

Nun ist sie in Toulon, Marseille, vielleicht auch schon in anderen benachbarten Städten. Aber jetzt ist es nicht, wie bei den früheren Ausbrüchen dieser Epidemie, wo die Gelehrten, über das Wesen der Krankheit befragt, nur mit Hypothesen ohne Begründung antworten konnten. Die schöne Entdeckung Devaine's, der schon in den fünfziger Jahren die Milzbrandkrankheiten mit der Anwesenheit einer bestimmten Bakterie in dem befallenen Organismus in Verbindung brachte, hat mittlerweile ihre Früchte getragen. Nicht irgend

\* Der berühmte Naturforscher Paul Bert, Mitglied der französischen Academie und Professor der Physiologie an der Pariser Universität, veröffentlicht im „Neuen Wiener Tagblatt“ eine Reihe sehr beachtenswerter Aufsätze über die Cholera. Angesichts der sich häufenden Cholera-Nachrichten gewinnen diese Aufsätze ein actuelles Interesse. Aus diesem Grunde dürften die „Briefe über die Cholera“ auch unseren Lesern willkommen sein.

ein unfassbares „Miasma“ gilt mehr als die Ursache der Cholera; nein, sie ist zurückgeführt auf eine sichtbare, greifbare Mikrobie.

Schon im Vorjahre, in Egypten, haben auf der einen Seite Herr Dr. Koch, der an der Spitze der deutschen wissenschaftlichen Mission stand, und die Mitglieder der französischen Mission, die Herren Strauß, Roux, Rocard und der unglückliche Thuillier, welcher der Krankheit erliegen sollte, in den Cholera-Entleerungen und in der Schleimhaut des Darmrohrs unter manchen anderen, wahrscheinlich harmlosen Mikroben eine besondere Mikrobie erfasst, bestimmt und gezeichnet, die dann in Gelatine-Abkochen gezüchtet werden konnte.

Der deutsche Gelehrte ist in seinen Anschauungen viel entschiedener, als die genannten Schüler Pasteurs. Die betreffende Bakterie wurde von dem einen und sie wurde von dem anderen gesehen, und Dr. Koch behauptet mit aller Bestimmtheit, sie sei die wirkliche Cholera-Bakterie. Die Franzosen sind reservierter, und es scheint mir, dass sie nicht Unrecht haben. Ohne Zweifel, diese Mikrobie wurde bei allen Cholera-kranken, die man untersuchte, gefunden, und sie wurde nicht gefunden in Leichen von Personen, die an anderen Krankheiten verstorben waren. Dieser beständige und übereinstimmende Befund macht es in hohem Grade wahrscheinlich, dass man es da mit der Ursache der Cholera zu thun habe. Darüber ist alle Welt einig; aber der entscheidende Beweis fehlt denn doch noch.

Wir können mit aller Gewissheit sagen, dass die Bakterie von Devaine die wahre Ursache des Milzbrandes ist; dass die Röhren des Schweins, der Kitz von der Wucherung ihrer speciellen Mikroben herühren. Denn die Milzbrand-, die Röhren-, die Kitz-Mikrobie, wenn sie außerhalb des lebenden Organismus weiter gezüchtet und dann den Thieren eingepflanzt werden, erzeugen bei diesen stets wieder dieselbe Krankheit. Nun, diese entscheidende Probe fehlt noch für die Cholera-Mikrobie. Bisher hat sich kein warmblütiges Thier und auch keine der Thiergattungen mit kaltem Blut für die Fortpflanzung dieser Bakterie geeignet erwiesen, alle Impfungsversuche, die mit ihnen angestellt wurden, erwiesen sich als erfolglos.

Diese Immunität der Thiere gegenüber den Ausleerungen der Cholera-kranken wurde bereits im Jahre 1831 beobachtet. Die Schüler von Pasteur haben

## Feuilleton.

### Gedanken eines Abiturienten.

Wäre ich nur im mindesten vom Gistodem des Pessimismus angehaucht, so könnte ich eine vernünftige Bilanz aus all' den rosigten Hoffnungen, die ein Abiturient auf seine Zukunft baut, in wenigen Worten ziehen. Ich brauchte nur die Aussprüche des Göthe'schen Mephistopheles über die vier Facultäten zu citieren. Bei dieser teuflischen Justification, die der Pseudobacter an vier so erhabenen Frauen vollstreckt, kommt übrigens Frau Philosphie noch mit einem blauen Auge davon. Es fallen nur einige tüchtige Seitenhiebe auf Logik und Metaphysik. Ich möchte diese milde Beurtheilung dahin erklären, dass die Trauben der deutschen Philosophie selbst dem klügsten Teufel zu hoch hängen.

Wenn wir uns aber erinnern, dass ein sehr verbreiteter Beinamen dieses sauberen Philosophen mit dem Pferdehufe „dickpolig“ lautet, wenn wir ferner an Fausts Ausspruch denken:

„So sehest du der ewig regen,  
Der heilsam schaffenden Gewalt  
Die kalte Teufelsfaust entgegen,  
Die sich vergebens tüdlich ballt!“ —

wenn wir weiters in Erwägung ziehen, dass man auf diesen unberufenen Peripatetiker schon lange Jagd macht und über alle seine bereits erschienenen oder noch unter der Presse befindlichen Sentenzen und Schriften das „anathema sit“ ausgesprochen: dann wird sich unser ganzer Abiturientenstolz empören gegen diese Justification des skeptischen Teufels oder teuflischen Skeptikers, der in jedem Dinge ein Haar zu finden weiß!

Aber indem ich dies niederschreibe, zieht sich mein Herz doch schmerzhaft zusammen. Mir geht es, wie

manchen Soldaten am Abende vor der Schlacht, die durch ausgelassene Lustigkeit ein beklemmendes Gefühl zu bannen suchen, im Innern aber wühlt der Wurm um so quälender. Bald hier, bald dort springt einer auf vom lohenden Wachsfeuer und untersucht in hastiger Sorge sein Gewehr oder seinen Säbel, ob sie in gutem Stande seien für den entscheidenden Morgen. Dieses beklemmende Gefühl sitzt auch mir bleiern in den Gliedern und lässt den göttlichen Zeitchinn der goldenen Jugend nicht aufkommen. Ja mir ist's, als ob ich diesem treuen Gefährten meiner jungen Tage, der mich oft mit Lachen und Scherzen an Abgründen vorbeigeführt, nun auf immer Valet sagen müsste und mit ihm der Jugend überhaupt.

So leb denn wohl, du schnurriger, treuherziger Gefelle mit deiner laterna magica, die mir stets den schönsten Rosenschimmer auf meinen Pfad geworfen! Du kannst mir's sicher glauben, mein herzliebster Janker Zeitchinn, der Abschied von dir schneidet mir tief in die Seele, aber es muß sein!

Beim trüben Morgengrauen ziehe ich hinaus in die große Schlacht des Lebens, wo blaue Klängen furchtbar hin und wider sausen und tüdliche Geschosse durch die Lüste pfeifen. Wie könntest du da Stand halten, der du statt des Schwertes die leichte Narrenpeitsche schwingst, du, auf dessen Haupte die klingelnde Schellenkappe sitzt statt des ehernen Helmes? Rehr' um, sonst prügeln sie dich zu Schanden draußen in der Lebensschlacht!

Und du, liches Engelsbild, goldene Zeit meiner Jugend, was schaust du mich an so wehmüthig, mit Thränenumflorten Augen? Mach mir das Herz nicht schwer beim Scheiden, denn im Leben draußen braucht man ein Herz hart wie Rieselstein! Denk nur, wie würden die großen, klugen Leute mit ihren stattlichen Bärten und urpraktischen Lebensansichten spotten und witzeln, wenn da ein Bürschchen angezogen käme, das

freilich schon einen Flaum auf der Oberlippe, aber lauter tolles, versprochenes Zeug im Kopfe sitzen hat und sich doch für Thresgleichen ausgeben will! Die schönen Träume, die wir miteinander geträumt, die Knospen des Lenzes und der Liebe, die so reich emporgeblüht unter deinem Zauberstabe, werden mir in Erinnerung bleiben immerdar, sie werden mich vielleicht entschädigen müssen für ein trübes, freudloses Leben, aber ihre Zeit ist um! Ich will selbst die Blüten abstreifen von meines Lebens jungem Baume, ehe der Sturm sie unsanft abschüttelt, ehe verzehrender Reif sich über sie breitet, und nicht sollen andere ihren Spott treiben mit dem Liebsten, was ich aus Erden besessen!

Ein Mann muß und will ich werden; mit gestähltem Herzen und klarem Kopfe muß ich auf den Kampfplatz treten, damit ich nicht zusammenbreche unter den wuchtigen Schlägen des Geschicks, die vielleicht auf mein Haupt herabfallen werden. Doch sind es eigentlich nicht diese, die mich schrecken. Was ich fürchte, das sind die kleinen, vergifteten Pfeile, die einem unversehens ins Herz hinein geflogen kommen und ihm Muth, Thatkraft und Lebensfreude tüdlich lähmen, darum wappne dich, wappne dich dreifach, armer Herz!

Ja, ich muß dir Lebewohl sagen, du süße, träumerische Jugendzeit! doch — weine nicht! — vielleicht: auf Wiedersehen! Wenn ich mir einmal eine geachtete Stellung errungen im Leben und müde von dem schweren Kampfe daheim im Sorgenstuhle sitze, dann will ich dich heraufbeschwören aus deiner Gruft. Dann streichst du mir mit geisterhafter Hand leise, leise über die gefurchte Stirn und das ergraute Haar, dann träumen wir zusammen wieder die alten Träume und freuen uns in stillem Genügen an dem Wetterleuchten der Erinnerung!

Laibach im Juli 1884.

J. G.



die betreffenden Experimente wieder aufgenommen und sie vervielfacht. Vögel, Mäuse, Meerschweinchen, Schweine und selbst ein Affe wurden mit den Entleerungen von Cholerafranken, mit ihrem Blute, mit Leichenstücken von an Cholera Gestorbenen gefüttert, aber ohne allen Erfolg. Vergeblich versuchte man diese Thiere dadurch für die Aufnahme des Cholerakeims tauglicher zu machen, daß man ihnen früher heftig wirkende Abführmittel gab, Entzündungen des Darmcanals hervorrief. Die verschiedenen Flüssigkeiten, in denen man Mikrobien gezüchtet hatte, die sich im Darms finden und die von solchen Mikrobien wimmelten, erzeugten ebenfalls keine Cholera-Erscheinungen. Indessen, diese Experimente sind von so großer Wichtigkeit, daß es sich wohl der Mühe lohnen würde, sie an einem Affen, an jenen Arten, die dem Menschen am nächsten stehen, zu wiederholen, und sei es selbst an einem Chimpanse, der allerdings etwas theuer zu stehen kommt.

In jedem Falle erklärt aber die ausschließliche Anwesenheit dieser Mikrobien in den Darmwindungen und in den Flüssigkeiten der Eingeweide gar manches. Die Mikrobien kommt weder im Blute noch im Schweiß, noch in der sauren Magenflüssigkeit, auch nicht im Harn und nicht in den Lungen vor. Man begreift nun die Möglichkeit von Abführmitteln in dem ersten Stadium der Erkrankung, während der vorbereitenden Diarrhöe. Denn solche Mittel wirken darauf, die Därme von den Mikrobien, die in dieselben eingedrungen sind, zu befreien und ihre Vermehrung zu beschränken, was ja von Wichtigkeit ist. Man begreift nun auch die Wirksamkeit gewisser antiseptischer Medicamente, wie der Quecksilberverbindungen und der Kupfersalze, die man durch den Magen und in den Klystieren in den Körper bringt. Nach dieser Richtung hin sollten sich die Versuche der Aerzte richten, und ich wünschte, daß man mit jenen antiseptischen Mitteln experimentieren würde, die keine Gifte sind, wie mit den borsauren Salzen, und insbesondere mit Wasser, in welchem Sauerstoffgas aufgelöst ist, dessen merkwürdige Wirkungen Rog-nard und ich nachgewiesen haben.

Mannigfache Versuche müssen nach dieser Richtung gehen, denn es ist gewiß, daß der eine Körper, der auf eine bestimmte Mikrobien vernichtend einwirkt, für eine andere Mikrobien ganz unschädlich ist. Man müßte vor allem bei den Züchtungsversuchen der Cholera-Mikrobien mit Sorgfalt nach jenen Stoffen suchen, welche die Entwicklung dieser Mikrobien schon in dem Glasballon, in dem sie gezüchtet werden soll, aufhalten oder ganz verhindern, so wie das uns, mir und Herrn Capilon, mit der Kok-Mikrobien wirklich gelungen ist. Man würde dann jenen sichern Feind der Cholera-Mikrobien kennen lernen, den man ihr erfolgreich bei der Behandlung von Cholerafranken entgegenstellen könnte.

Diese Beschränkung der Cholera-Bakterie auf die bezeichneten Partien des menschlichen Körpers erklärt auch die Streitigkeiten über die Frage der Ansteckungsfähigkeit dieser Krankheit. Es scheint nun ausgemacht zu sein, daß die Krankheit nicht durch den Athem eines Cholerafranken übertragen werden kann, ebensowenig durch Wäschestücke, die bloß vom Schweiß des Kranken feucht sind, und selbst kaum durch solche, die durch den erbrochenen sauren Mageninhalt beschnitten wurden. Dagegen aber sind die Stuhlentleerungen die bedenklichsten Verbreiter der Cholera-Mikrobien, was man übrigens schon früher wußte.

Ich habe länger bei dieser Seite der Frage ver-

weilt, um die große praktische Nützlichkeit von Untersuchungen anzudeuten, die scheinbar bloß einen theoretischen Wert haben. Und doch gibt es noch Leute genug, welche diese Nützlichkeit leugnen. „Ich mache mir nicht so viel aus Eurer Mikrobien“, sagte mir eines Tages einer meiner Freunde, „so lange Ihr über Cholera nostras und über asiatische Cholera streitet.“ Und er fügte scherzend hinzu: „Es gibt nur zwei Arten von Cholera, die nostras und die vestras; die erstere ist es, die mich interessiert, die Cholera, die ich bekommen könnte. Sagen Sie mir also, wie ich es machen soll, daß ich die Cholera nicht bekomme, und sollte ich das Unglück haben, sie doch zu bekommen, sagen Sie mir, wie ich curiert werden könnte; das ist die Hauptsache.“

Paul Bert.

## Inland.

(Aus Czernowitz) berichtet man, daß am 12. d. M. die Bahn Czernowitz-Romostelica eröffnet wurde. Achtzig Gäste nahmen an der Fahrt theil, darunter der Landespräsident Mesani, Landeshauptmann Kochanowski, der Metropolit Morariu-Andriewicz, Hofrath Wittel, der russische Consul, Civil- und Militair-Honoratioren, der Universitäts-Rektor, der Bürgermeister etc. Die Stationen waren festlich geschmückt. Bei der Ankunft des Zuges wurde derselbe von der massenhaft herbeigeströmten Bevölkerung jubelnd begrüßt. In Romostelica waren zum Empfange die russischen Functionäre in Gala-Uniform anwesend. Bei der Rückkunft nach Czernowitz fand im dortigen Bahnhof ein Dejeuner statt, bei welchem der Präsident des Consortiums, Baron Petrino, unter enthusiastischer Zustimmung den ersten Toast auf den Kaiser ausbrachte. Der Landespräsident toastierte auf das Gedeihen dieser ersten und die Entwicklung weiterer Localbahnen, der Metropolit auf Minister Pino, der Vertreter des Handelsministeriums, Hofrath Wittel, auf Baron Petrino, Riffer auf den Landespräsidenten. Alle Toaste wurden begeistert aufgenommen.

(Die ungarische Regierung) befaßt sich, wie aus Budapest gemeldet wird, gegenwärtig eingehend mit dem Projecte zur Regulierung der Donau. Das Communications-Ministerium erachtet, wie dies schon bei Gelegenheit der Budgetdebatte betont wurde, die Regulierung der oberen Donau von Debeny bis Görhö und die Schiffbarmachung der Katarakte in der unteren Donau als seine wichtigsten Aufgaben. Die Regulierungspläne mit den Kostenveranschlägen sollen dem Reichstage sofort nach dessen Zusammentritte vorgelegt werden.

(Der kroatische Landtag) soll nach Erledigung des Gesetzesentwurfes über die Beschränkung der richterlichen Gewalt auf einen Monat vertagt werden, so daß derselbe Mitte August d. J. seine Arbeiten wieder aufnehmen würde.

## Ausland.

(Deutschland.) Angesichts der bevorstehenden Neuwahlen zum deutschen Reichstage taucht wieder die Frage auf, ob die dreijährige Dauer der Legislatur-Periode und des Mandats der Reichsvertretung vom Tage der Wahl oder vom Tage der ersten Berufung des Reichstages an zu datieren ist. Ueber die Frage ist viel gestritten worden, die überwiegende Meinung der Staatsrechtslehrer geht indessen dahin, die dreijährige Mandatsdauer vom Tage der Wahl an zu rechnen. Großen praktischen Wert wird die Frage in

den seltensten Fällen haben, sie wird nur insofern von einiger Bedeutung sein, als die Entscheidung mitunter maßgebend für die weitere Frage ist, ob behufs Vornahme der Neuwahlen eine Reichstagsauflösung stattfinden muß, was dann freilich auch lediglich eine Formalität zu sein pflegt. Nach der ersten Annahme würde das Mandat des gegenwärtigen Reichstages am 26. Oktober, nach der letzteren am 16. November erlöschen.

(Zur Congofrage.) Der deutsche General-Consul Dr. Nachtigal, der bekanntlich auf einem Kriegsschiffe die westafrikanische Küste befährt, wird in den nächsten Tagen an der Congomündung eintreffen, und man wird dann bald eingehenden Berichten über die dortigen Verhältnisse an das auswärtige Amt entgegensehen dürfen. Das auswärtige Amt in Berlin verfolgt die Vorgänge am Congo mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und hat die Initiative zur Einberufung einer Conferenz ergriffen, auf welcher die Congofrage in einer den gesammteuropäischen Interessen günstigen Weise gelöst werden soll.

(Ueber die Londoner Conferenz) berichtet der „Standard“, daß nach dem Stande der finanziellen Vorberathungen wahrscheinlich zu Anfang dieser Woche eine neue Sitzung der Vertreter der Großmächte werde anberaumt werden können. Die englische Regierung sei zu Zugeständnissen bereit, namentlich bezüglich der bis jetzt von Egypten zu leistenden Verzinsung ihrer vor acht Jahren vom Khedive erworbenen Suezcanal-Actien, dagegen werde sie auf der Herabsetzung des Zinsfußes der ägyptischen Staatsschuld bestehen.

(Die Spannung zwischen Frankreich und China) besteht nach dem Journal „Paris“ unvermindert fort; das Satisfactions-Angebot Chinas für Lang-Son ist zurückgewiesen worden. Die französische Regierung will, wenn die China gewährte Frist von acht Tagen ungenützt verstrichen ist, einen entscheidenden Schlag führen, zu welchem bereits alle Vorbereitungen getroffen seien.

(Von der persisch-türkischen Grenze) bringt ein armenisches Blatt die Nachricht, daß mehrere Bataillone persischer Truppen und einige persisch-türkische Stämme die türkische Grenze überschritten haben und in die Provinz Gijowar im Gouvernement Schirvan eingedrungen sind. Die türkischen Behörden wurden verjagt und die dem Scheik Obeidullah gehörigen Orte und Eigenthum von den Persern unter dem Vorwande von Repressalien für die Einfälle des gedachten Scheiks in persisches Gebiet in Besitz genommen.

## Tagesneuigkeiten.

Se. k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 10. Juli d. J. 151 Sträflingen der k. k. Strafanstalten den Rest der Kerkerstrafen allergnädigst nachzusehen geruht. — Hievon entfallen auf die Männer-Strafanstalt Märau 8, Wisnicz 8, Stein 10, Garsten 2, Suben 7, Prag 8, Rarthaus 2, Pilsen 6, Graz 9, Laibach 10, Capodistria 16, Gradiska 7, Lemberg 13 und Stanislaw 9 Sträflinge; auf die Weiber-Strafanstalt in Wall-Meseritsch 3, Neuborf 8, Rzepy 10, Bigaun 6 und Lemberg 9 Sträflinge.

Se. Majestät der Kaiser haben, wie das „Prager Abendblatt“ meldet, dem Militär-Veteranenvereine in Píselouč zur Anschaffung einer Fahne eine Unterstützung von 50 fl. zu bewilligen geruht.

## Jean Loup, der Irrsinnige von Marseille.

Roman nach Emile Richbourg  
von Max von Weisenthurn.

(76. Fortsetzung.)

„Der Marquis von Chamarande und Lucy Glan-das,“ fuhr Van Otten fort, „haben sich unter der Regenschaft der Commune vermählt. Die Marquise ist folglich nach dem französischen Geseze die Erbin ihres Gemahls und Sie werden somit begreifen, Herr Baron, daß ich vor allem von Ihnen den Todtenschein Ihrer Schwägerin verlangen muß. Meine Verantwortung ist groß und es schien mir deshalb unerläßlich, mich genau mit Ihnen zu besprechen. Nach den Erkundigungen zu schließen, welche ich eingezogen habe, scheint es sehr wahrscheinlich, daß die Marquise von Chamarande gestorben sei, doch gibt es, dafür den untrüglichen Beweis beizubringen. Trotz meines lebhaften Wunsches, die Sache zum Abschluß zu führen, trotz meiner positiven Ueberzeugung, daß Sie heute der einzige legitime Erbe Ihres Bruders sind, werde ich doch noch so lange der Verwalter des meiner Fürsorge anvertrauten Vermögens sein müssen, als bis ein positiver Beweis dafür vorliegt, daß Sie allein berechtigt sind, Anspruch auf das Geld zu erheben. Es gibt in unserem Hause seit dessen Bestand ein kostbares Buch, welches wir alle von jeher mit besonderer, fast möchte ich sagen scheuer Ehrfurcht angesehen haben. Es enthält geheime Weisungen über

wichtige, unserem Hause anvertraute Depots! In diesem Buche nun steht, von der Hand meines Großvaters verzeichnet, daß das Depot des Marquis von Chamarande nur an dessen Gemahlin oder an den Bevollmächtigten des Marquis, Herrn Charles Chevre, ausgefolgt werden sollte. Erst nach achtzehn Jahren können die mit den nöthigen Papieren und Documenten versehenen Erben Ansprüche erheben. Diese achtzehn Jahre sind nun verflossen, und deshalb, Herr von Simaise, kam ich zu Ihnen. Ich bin durch den Befehl meines Großvaters gebunden, und muß demselben genau nachkommen; trotzdem bin ich aus Rücksicht für Sie, Herr Baron, gewillt, nicht allzustreng vorzugehen. Es genügt mir, wenn Sie den Todtenschein der Marquise beibringen. Ich verlange nicht auch noch jenen Charles Chevre's. Leider können Sie mir aber allem Anscheine nach auch diesen einen nicht vorlegen!“

„Ich habe ihn nicht!“ stammelte der Baron. Er befand sich in qualvoller Lage, ihm war zumuthe, als schnüre ihm jemand die Kehle zu.

„Glauben Sie, daß die Frau Ihres Bruders nicht mehr am Leben sei?“

„Ich glaube es!“

„Und Sie sind nicht imstande, einen Todtenschein sich zu verschaffen?“

„Könnte ich es, mein Herr, so würde ich Ihnen dies sicherlich schon mitgetheilt haben!“

Der Blick Van Ottens schien den Baron durchbohren zu wollen.

„Gestatten Sie mir die Bemerkung, daß ich es einigermaßen sonderbar finde, daß Sie sogar nicht ahnen, was aus Ihrer Schwägerin geworden ist. Sie können dieselbe doch nicht gleich nach dem Tode Ihres Bruders so vollständig aus dem Gesicht verloren haben!“

„Und doch ist es der Fall. Ich ahnte nicht, wie ich bereits Ihnen mitzutheilen die Ehre hatte, daß mein Bruder verheiratet sei!“

Ein kaum merkliches Lächeln umspielte die Lippen Van Ottens.

„Sie haben die Marquise doch gesehen?“

„Nur ein- oder zweimal.“

„Sie glauben, daß dieselbe todt sei, haben aber ebenso wenig einen Beweis dafür als ich?“

„Ja!“

„Wir hegen somit beide nur Vermuthungen. Es läßt sich die Möglichkeit also auch nicht ausschließen, daß die Marquise noch lebt. Deshalb heißt es vor allem, das Neueste zu versuchen, um in Erfahrung zu bringen, was aus ihr geworden ist. Wir müssen sie suchen, sie finden, oder positiv ihren Tod feststellen. Wenn die Angaben, welche man mir machte, richtig sind, so hätte die Marquise kurz nach dem Tode ihres Gatten den Verstand verloren?“

„Ich hörte dasselbe von der vermeintlichen Geliebten meines Bruders. Man sagte mir, daß ihre Familie sie reclamiert und ein Arzt sie nach England gebracht habe.“

„Sie wissen also nichts Bestimmtes, Herr Baron?“

„Nichts!“



— (Die Cholera.) Die telegraphischen Cholera-Bulletins aus Toulon und Marseille weichen in den Angaben über die Zahl der Erkrankungs- und Todesfälle stark von einander ab. Die Privat-Telegramme geben meist höhere Ziffern an als die officiellen, sie differieren aber auch wieder gewaltig untereinander. Es fehlt den bisherigen Telegrammen überhaupt an Einheitlichkeit in der Zählung und Zeitbestimmung und an ausdrücklicher amtlicher Beglaubigung und Quellenangabe. Wie leicht bei Privatmeldungen die Uebertreibungen der Gerüchte und indirecten Informationen mit unterlaufen können, liegt auf der Hand. Es wird auch manchmal recht zweifelhaftes telegraphiert, wie einzelne Erkrankungen in cholerafreien Orten, deren Charakter noch gar nicht festgestellt ist. — Das Eine ergibt sich indessen aus allen neuesten Telegrammen, daß die Cholera in Toulon in den letzten Tagen etwas milder auftrat als in Marseille und daß sie, was wichtig ist, in anderen Orten noch nicht epidemisch aufgetreten ist. Die Fälle, die bisher aus anderen Orten gemeldet worden, waren bei Flüchtlingen aus Marseille oder Toulon eingetreten, blieben vereinzelt oder waren überhaupt gar nicht durch Cholera veranlaßt, sondern durch unregelmäßige Lebensweise, wie eben wieder die einem aus Paris gemeldeten Cholerafall rasch folgende Aufklärung darthut.

In Paris steift man sich vielleicht zu sehr auf das bisherige Verschontbleiben der Hauptstadt von der Cholera. Trotz des Abtrahens der medicinischen Autoritäten beschloß der Gemeinderath mit großer Mehrheit, das Nationalfest dennoch abzuhalten, da ja auch die Regierung keine Gründe finde, das Fest zu unterlassen, der Gesundheitszustand ein guter und ein Cholerafall bisher nicht vorgekommen sei.

Die französische Regierung hat übrigens außerordentliche Credite für die von der Cholera heimgesuchten Städte von der Kammer verlangt, 300 000 Francs für Marseille und 200 000 Francs für Toulon; nach einer anderen Meldung gar 2 Millionen als Hilfsreservefonds.

Dr. Koch hat vor seiner Abreise aus Marseille erklärt, daß die Epidemie bis November dauern werde und ihr nur mit Trodenheit der Bakterie beizukommen sei. Dr. Koch hinterließ vor seiner Abreise aus Toulon dem dortigen Maire Instructionen. Besonders sei die Aufmerksamkeit auf das Wasser und auf die Vernichtung der Ausscheidungen zu richten, ferner sei die größtmögliche Isolierung der Kranken empfehlenswert. Der Cholera-Keim, wenn er einmal im Wasser ist, könne sich allen denen mittheilen, die sich solchen Wassers bedienen, sei es zum Wäschewaschen, sei es für die Zubereitung von Speisen, sei es für ihre Abwaschungen. Unter allen Umständen könne ein Cholera-kranker einen Herd für die Epidemie bilden, daher müssen Kranke von der Berührung mit allen nicht zur Pflege notwendigen Personen ferngehalten werden.

Die von der deutschen Reichsregierung eingesetzte Cholera-Commission vertritt unter Zustimmung Kochs die Ansicht, daß die Entdeckung des Cholera-Bacillus eine praktische Verwertung bisher nicht zulasse, sowie daß es sich empfehle, bei dem 1873 aufgestellten Untersuchungssplan über alle die Krankheit begleitenden Erscheinungen zu bleiben.

— (Der Roman einer Frau.) In Wien hat sich Samstag abends die Modistin Mathilde Hess in ihrer Wohnung, Josefstadt, Benaugasse Nr. 11, durch einen Schuss in die rechte Schläfengegend getödtet. Die Details, welche über die Motive des Selbstmordes verlauten, sind geeignet, Theilnahme für die Unglückliche zu erwecken. Dieselbe war die Tochter sehr reicher

Leute in der Nähe Prag und heiratete vor ungefähr zwölf Jahren den Wirtschaftsbesitzer Hess aus einem Dorfe bei Podiebrad. Hess verwirtschaftete nach Verlauf von kaum drei Jahren nicht nur sein eigenes ziemlich beträchtliches Vermögen, sondern auch die ins Haus gebrachte Mitgift seiner Gattin. In der Heimat wollten nun die Eheleute nicht mehr bleiben, und vor beiläufig sieben Jahren übersiedelten sie nach Wien. Hier brachte der Mann die letzten Reste, welche Frau Hess aus dem Schiffbruche gerettet, in kürzester Zeit durch, und bald stellten sich bei den Eheleuten Existenzsorgen ein. Mit dem Kampfe um das tägliche Brot zog nun auch Unfriede bei dem Paare ein. Hess behandelte seine Gattin nichts weniger als liebevoll, und die arme Frau beschloß, nicht länger mit ihrem Manne, der so wenig für ihre Zukunft gesorgt, zu leben. Die Unglückliche strengte den Scheidungsproceß an, und als dieser durchgeführt war, suchte sie mit ihrer Hände Arbeit sich auf ehrliche Weise fortzubringen. Hess kehrte in seine Vaterstadt zurück und überließ seine Gattin ihrem Schicksale. Sie kämpfte durch volle sieben Jahre um ihr Dasein, ehrlich, aber mit wenig Glück. Trotzdem sie nahezu 40 Jahre zählte, war sie noch immer eine schöne, stattliche Erscheinung, nichtsdestoweniger pflegte sie keinerlei Bekanntschaften, ihr Lebenswandel blieb makellos. Seit Mai d. J. hatte sie mit Existenzsorgen hart zu kämpfen. Ihr Stolz ließ es nicht zu, ihren Quartiergebern ihre Lage zu entdecken, sie kündigte lieber ihre Wohnung und übersiedelte vor drei Wochen in das Haus Nr. 11 der Benaugasse. Die Sommerfaison, die sich besonders bei ihrem Geschäfte fühlbar machte — sie betrieb erst seit kurzer Zeit das Modistengeschäft, früher hatte sie sich mit Kleidernähen befaßt — scheint sie in drückende Noth versetzt zu haben, denn sie mußte zur Verpfändung und Veräußerung ihrer letzten Wertheffekten schreiten. In den letzten Tagen äußerte sie sich zu ihren Quartiergebern, die sie sehr achteten: „Ich bin sehr unglücklich; wozu bin ich auf der Welt? Ich bin weder Frau noch Mädchen, noch Witwe. Nichts, nichts besitze ich von meinem ehemaligen Reichthum als — eine verpfändete Existenz!“

Dann schloß sie sich in ihr Zimmer ein und weinte und schluchzte bitterlich. In den letzten Tagen war sie ruhiger und gefasster — sie hatte bereits mit dem Leben endgiltig abgeschlossen und den Plan, sich zu erschießen, gefaßt. In dem Besitze des Revolvers dürfte sie bereits seit längerer Zeit gewesen sein. Samstag nachts setzte das bedauernswerte Weib mit ruhiger, fester Hand den Lauf der Waffe an die rechte Schläfe und schied entschlossenen Herzens und Sinnes aus diesem Leben.

Auf ihrem Tische hinterließ die Arme drei Briefe. Einen an ihre Quartiersfrau, die sie in den herzlichsten Worten — in böhmischer Sprache, da letztere ebenfalls eine Böhmin — um Verzeihung dafür bat, daß sie den Selbstmord in ihrer Wohnung ausführte. Das Schreiben schloß mit den Worten: „Geld besitze ich keines, um Ihnen damit zu lohnen, aber nehmen Sie, ich bitte Sie darum, mein Leibes, was ich auf dieser Welt mein Eigen nenne, meine drei Kleider von mir als Andenken an!“ Der zweite Brief war an eine hier wohnende Freundin und der dritte an ihren Mann, der gegenwärtig eine Beamtenstelle in Podiebrad bekleiden soll, sich aber um seine Frau gar nie gekümmert hat, gerichtet. Die drei Briefe wurden von der Commission, die kurz nach dem Selbstmorde den Thatbestand aufnahm, behufs Uebermittlung an die Adressaten an sich genommen. Eine wahre Ironie des Schicksals muß man

es nennen, daß hart neben der Thüre, wo die arme Frau, von bitterer Noth dazu gedrängt, sich die Kugel in den Kopf schoß, auf demselben Corridor das Bureau des Humanitätsvereins „Aurora“ sich befindet.

— (Ein Duell.) Aus der ungarischen Hauptstadt wird geschrieben: Zwei Freunde, der eine lebenslustig, ein wenig leichtsinnig, trefflicher Tänzer, Reiter, Fechter, Pistolenschütze, der andere wohl auch nicht unempfindlich gegen Lebensgenüsse, aber ein wenig schwerfällig, pedantisch und — vor allem ein wenig kniderig. Der Flotte hat Schulden, der andere hat Geld. Eines Tages überkommt es den ersten wie eine Offenbarung, daß sein Freund vielleicht der einzige überhaupt hier in Betracht zu ziehende Mensch sei, den er noch nicht — angepumpt hat, und er entschließt sich, dieses Unrecht auf kurzem Wege gut zu machen. In einem launigen Briefe bekennet er sich eines Verraths an der Freundschaft schuldig, indem er von wildfremden Menschen Geld borgte und an ihm, seinem anderen Ich, dem treuen Gefährten in Leid und Freud, immer vorübergegangen sei. Er will diesen Stachel nicht in der Seele tragen. Der Schluß war: Leih mir 2000 Gulden. Der Brief wird abgeschickt — keine Antwort. Abends im Casino fehlt der Freund, zum erstenmale seit Wochen. Er weicht aus? Ein zweiter Tag verfliehet und der Borgere sucht den Freund in dessen Wohnung auf. „Wie oft hast du mir gesagt, deine einzigen Feinde seien deine Gläubiger — nein, unsere Freundschaft ist mir zu wertvoll, ich bitte dich, erhalte sie mir;“ das war der Schluß der Erklärung, welche der Sparer erst ein wenig verlegen, dann warm, bieder und mit dem Brustton der Ueberzeugung gab, und er hatte merkwürdig schnell Erfolg bei dem verständigen Freund. Sachend schlug dieser in die bargereichte Freundschaftshand: „Recht hast du, du sollst Ruhe haben!“ Der Abend findet sie wieder beisammen, ein Herz und eine Seele. Sie spielen und — beim Kartenspiele lauert doch immer der Satan hinter jedem Kartenblatt. Die vortrefflichen Freunde zerzanken sich zum erstenmale in ihrem Leben, und als sie auseinander giengen, wußte der Reiche, daß er morgen von zwei Freunden seines Freundes einen Besuch erhalten werde, den er nicht persönlich zu erwidern brauchte. An eine Aussöhnung war nicht zu denken, der Eclat war vor vielen Zeugen geschehen. Nach kummersther durchwachter Nacht erhob sich unser Mann von seinem Lager und gieng zum Schreibtisch; er schrieb feufzend einen einzigen Brief. Nicht an seine Mutter, nicht an seine Braut war er gerichtet. Er hatte auch nichts von einem Testament, sondern beiläufig folgenden Inhalt:

Lieber Freund!

Du erlaubst, daß ich dich noch so nenne. Eine viele Jahre alte innige Zuneigung kann nicht durch die Uebereilung eines Momentes zerstört werden. Während der ganzen Dauer unserer herzlichsten Beziehungen ist nur einmal ein Schatten in unser Verhältnis gefallen, und das war gestern, als ich, vielleicht durch eine paradoxe Schrunke geleitet, dir einen geringfügigen Freundschaftsdiens abkühlte. Verzeihe mir das. Wir müssen uns schlagen, das weiß ich. Das Unrecht gegen unsere Freundschaft aber will ich sühnen. Wenn ich nächste Woche noch lebe, dann sollst du die 3000 fl. haben; früher habe ich das Geld leider nicht und du wirst wohl so lange gedulden und diese Verzögerung nicht nachtragen deinem zc. zc.

Zwei Tage darauf fand ein Duell auf Pistolen statt, von dem bisher keine Zeitung berichtet hat; es ist auch keinem der Kämpfer etwas geschehen, die sich nachher auf das herzlichste die Hände schüttelten. Der Geforderte soll nur bei der Verzeihung eine sehr sauer-süße Miene gemacht haben.

— (Von Stufe zu Stufe.) Ein Menschenalter liegt zwischen der Zeit, in welcher ein junger Berliner Elegant des damals noch kleinbürgerlichen Berlin von sich reden machte, und dem heutigen Tage, in dem er in Manchester wegen Diebstahls von mehr als achtzig Regenschirmen verurtheilt worden ist. Er hatte sie einzeln zusammengestohlen und verzeht. . . . Der Affessor Cyber war in den Jahren 1845/47 beim Kreisgericht in Berlin angestellt und Präsident des „Deutschen Vessercirkels“ sowie des „Humoristischen Vereins“, der eine kurze Zeit als „Concurrenzverein des Vereins der Freimüthigen“ die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken vermochte. Im Jahre 1849 erbte Cyber von seinem Vater 200 000 Thaler, verliebte sich in eine schöne Puhmacherin und heiratete sie. Indessen sollte ihm sein Erbe nicht zum Segen gereichen. Er wurde Spieler, ein Lebemann ersten Ranges, verschleuderte sein Erbe, hatte nach wenigen Jahren nichts, machte Schulden und falschte schließlich Wechsel. So floh er, stückweise verfolgt, nach England. Zunächst wurde er dort Clavierspieler in Tingle-Tangeln; die Frau starb. Noch einmal gelang es ihm indessen, in eine bessere Lage zu kommen. Der Bürgermeister von Hull fand Gefallen an ihm und machte ihn zu seinem Privatsecretär. Wieder täuschte er das in ihn gesetzte Vertrauen und wurde davon erjagt. Wie er dann von Stufe zu Stufe abwärts gieng, wie er immer mehr sank, bis er, von Local zu Local wandernd, den Diebstahl von Regenschirmen zu einer Specialität machte, das braucht wohl kaum näher auszuführen zu werden. Man hat ihn jetzt auf zwölf Monate geführt zu werden. Man hat ihn jetzt auf zwölf Monate ins Gefängnis gesteckt. Es ist die erste Strafe, die er

„Das ist fatal! Doch kommen wir zu Ende! Ich habe zwanzig Millionen in Händen und möchte mich dieser Verantwortung gern entledigen. Bringen Sie mir den Beweis, daß die Marquise von Chamarande todt ist oder sich in einem Irrenhause befindet, und ich übergebe Ihnen die zwanzig Millionen!“

Der Baron athmete schwer, er ließ den Kopf auf die Brust sinken; sein Wesen verrieth die tiefste Niedergeschlagenheit.

„Er hat nicht gelogen,“ dachte Van Otten. „Er weiß nicht, was mit der armen Frau geschehen ist!“

Der Banquier erhob sich und sprach:

„Ich kehre erst in vierzehn Tagen nach Holland zurück. Auf meiner Karte finden Sie meine Pariser Adresse. Ich sehe Ihrem Besuche entgegen. Auf baldiges Wiedersehen, Herr Baron!“

Mit Mühe gelang es Simaise, sich zu beherrschen und dem Banquier bis an die Thüre das Geleite zu geben.

Als er sich jedoch allein sah, brach der letzte Rest seiner mühsam aufrecht erhaltenen Fassung. Er hatte Qualen eines Gefolterten gelitten, noch wenige Augenblicke und er wäre kraftlos zusammengebrochen.

„Zwanzig Millionen!“ murmelte er, schwer in einen Sessel niedersinkend. „Und dieser ungeheure Reichthum soll mir entgehen? Zwanzig Millionen! O, es geht zu Ende mit mir!“

In ohnmächtigem Zorn ballte er die Fäuste.

„Wo ist sie? Wo kann ich sie suchen? Blaireau hat sie in die Welt hinausgeschoben, wohin? Er hat es mir nicht gesagt und ich Thor, der ich gewesen,

ich fragte ihn nicht danach. Lebt sie noch? Sie hat im Laufe dieser langen Jahre Zeit gehabt, zu sterben. Wenn ich ihren Todenschein beibringen könnte! Weshalb“, fuhr er nach kurzem Sinnen fort, „sollte es mir nicht möglich sein, irgendwie mir das nöthige Document zu verschaffen? Wenn ich gut zahle, finde ich irgend einen Menschen, der es mir verschafft. Doch nein, dieser holländische Banquier ist vorsichtig, es hieße zu viel wagen. Einen Ausweg! Könnte ich doch nur einen Ausweg finden, aber ach, ich habe keine Gedanken mehr, ich glaube, ich werde selbst wahnsinnig!“

Er presste den Kopf zwischen den Händen.

Starr hastete sein Blick auf dem Boden. Umsonst marterte er sein Hirn, einen Ausweg zu finden. Er fühlte sich machtlos, ohnmächtig.

„Ach, wenn ich Blaireau noch hätte!“ stieß er plötzlich hervor. Ja, wenn Blaireau nicht schon längst im Friedhof moderte, so hätte er sich bei ihm Rath geholt.

Blaireau aber hatte sich vor zwei Jahren eine Kugel durch den Kopf gejagt, weil die Polizei ihm auf den Fersen war.

„Zwanzig Millionen, zwanzig Millionen!“ murmelte händerringend der Freiherr von Simaise, und einem Wahnsinnigen gleich stürmte er im Gemache auf und nieder. „Ich muß sie haben! Sie müssen mein werden, und sei es um jeden Preis! Hermance muß todt sein!“

(Fortsetzung folgt.)



in seinem ereignisvollen Leben erhalten, aber alle, die ihn kennen, sind überzeugt, daß es nicht die letzte sein wird.

— (Was einem Dr. Schliemann passiren kann.) Bei den Ausgrabungen, die Dr. Schliemann jetzt in Thyria vornehmen läßt, wurde vor einigen Tagen auch ein noch sehr gut erhaltenes kupfernes Trinkgefäß vorgefunden, das der Doctor pflichtgemäß der dortigen Localbehörde übergab. Diese stellte jedoch das Gefäß mit dem Bemerkten wieder zurück, daß dies nur ein einfaches Hohlmaß sei, wie ein solches vor Einführung des Metremaßes in Griechenland im Gebrauche war. In Thyria wurden nämlich schon vor einigen Jahren Ausgrabungen vorgenommen, und da dürften nun die Arbeiter dabei ein solches Gefäß dort zurückgelassen haben.

— (Merkwürdig.) „Siehst du, lieber Neffe, dieses große Haus hier gehört einem Schneider!“ — „Ah! Wovon hat er denn das gekauft?“ — „Von seinem Gelde!“ — „Man zahlt ihm also?“

## Local- und Provinzial-Nachrichten.

— (Personal-Nachrichten.) Der neuernannte hochwürdigste Herr Fürstbischof von Laibach Dr. Jakob Miššia ist gestern hier eingetroffen. — Herr Oberst Fug des Infanterie-Regimentes Freiherr von Ruhn Nr. 17 wurde vom k. k. Kriegsministerium zur Theilnahme an den großen französischen Manövern designiert.

— (Ernennung.) Der Unterlehrer Herr Franz Gabrsek in Steinbrück wurde zum definitiven Lehrer für die zweite Lehrstelle an der dreiclassigen Volksschule in Ratischach ernannt.

— (Militärisches.) Die hiesige Artillerie-division verließ gestern unsere Stadt, um am Uebungsschießen bei Pettau theilzunehmen. — Das zweite Bataillon des Infanterieregimentes Freiherr von Ruhn Nr. 17 trifft morgen aus Capobistria zur Theilnahme an den Manövern hier ein.

— (Matura.) Die Maturitätsprüfung am hiesigen k. k. Obergymnasium bestanden die sieben Abiturienten mit Auszeichnung; 26 Abiturienten wurden für reif erklärt, zwei wurden auf zwei Monate, fünf auf ein Jahr reprobiert.

— (Schluss des Schuljahres.) An sämtlichen hiesigen Mittel- und Volksschulen wird heute das Schuljahr geschlossen. Die gesammte Schulschule nimmt vor der Zeugnisvertheilung an einem feierlichen Gottesdienste mit Tedeum theil.

— (Tod durch das Wiegenband.) Am 9. d. M. vormittags ließ die Besitzerin Lucia Jereb von Paku, als sie auf das Feld zur Arbeit gieng, ihr neun Monate altes Kind unter Aufsicht ihres sechsjährigen Sohnes Lorenz zu Hause. Das Kind schlief in der Wiege und Lorenz entfernte sich bald, nachdem die Mutter fortgegangen war, aus dem Zimmer. Das Kind fiel, als es aufgewacht war, aus der Wiege und verwickelte sich beim Falle so unglücklich mit dem Halbe in das Wiegenband, daß das arme Wesen dadurch erdrosselt wurde. Als die Mutter nach zweistündiger Abwesenheit nach Hause kam, fand sie das Kind tot an der Wiege hängen. Alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos.

— (Gemeindevwahl.) Bei der Neuwahl des Gemeindevorstandes in Laake, Bezirk Stein, wurden Franz Gerc, Grundbesitzer in Wafeno, zum Gemeindevorsteher, Josef Skofic, Grundbesitzer in Potoč, und Alexander Balaznik in Laake zu Gemeinderäthen gewählt.

— (In der k. k. Pionnier-Cadeten-Schule zu Painsburg bei Wien) sind noch einige Plätze für Studierende der 4. bis 8. Gymnasial- oder Real-Classe zu vergeben. — Aufnahmestudien samt Studienzeugnissen sind thunlichst bald an das Schul-Commando zu senden.

— (Curorte und Curgäste in Oesterreich.) Einer Zusammenstellung des Sanitäts-Departements des k. k. Ministeriums des Innern entnehmen wir folgende Daten: In ganz Oesterreich gibt es derzeit 208 Curorte, welche officiell als solche anerkannt sind und Curgästen einheben dürfen. Von diesen befinden sich die meisten, nämlich 86, in Tirol. Sodann kommt nicht vielleicht Böhmen, sondern Galizien mit 20 Curorten. Erst als Dritte kommen dann Böhmen und Steiermark mit je 16 Curorten. In Niederösterreich gibt es bloß 4 officiell anerkannte Curorte. Oberösterreich besitzt deren 9, darunter die weltberühmten Ischl, Gmund und Hall; Salzburg 8 mit den beiden Gastein; Mähren 5, darunter Rožan und Luhačow; die Bukowina erscheint mit 3 und Dalmatien mit 2 Curorten verzeichnet. Die 208 Curorte waren im Vorjahre von 150 860 Personen besucht, und zwar von 98 350 Inländern und 52 510 Ausländern. Die höchsten Besuchsziffern wiesen nach: Karlsbad 21 600, Marienbad 15 200, Baden 10 400, Teplitz 7600, Franzensbad 6900, Ischl 5400, Biskupitz 4100, die beiden Gastein 6100, Meran 4200, Gleichenberg 3500 und Rožan 1300. Von den galizischen Curorten sind am besuchtesten Arzgnica mit 1940 und Segarnica mit 2300 Curgästen. Den schwächsten Besuch haben aufzuweisen St. Bernhard bei Wolfsberg in Kärnten mit 6, Berka in Dalmatien mit 10, und Tokojane in Galizien mit 12 Curgästen.

## Stimmen aus dem Publicum.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Löbliche Redaction!

In der Nacht vom Samstag auf Sonntag wurde in der Nähe des Schlossberges mit Böllern geschossen. Ist es schon an und für sich sonderbar, daß in der nächsten Nähe der Stadt um 2 Uhr früh Böllerschüsse abgefeuert werden, welche die nächtliche Ruhe der Bewohner stören, so ist es um so unerklärlicher, nachdem ja Schüsse vom Castell Feueralarm bedeuten. In der That erschienen auch um 2 Uhr früh eine Anzahl Menschen bei dem Feuerrequisiten-Depot in der Nähe des Josephsplatzes, und man wunderte sich nicht wenig, so zum Besten gehalten worden zu sein. Es ist dringend zu wünschen, daß in Zukunft solchen nächtlichen Ruhestörungen vorgebeugt werde.

Hochachtungsvoll

(Folgt Unterschrift.)

## Kunst und Literatur.

— (Universitäts-Taschenbuch.) Als ein verdienstliches Unternehmen präsentiert sich das von A. Hermann herausgegebene, nach amtlichen Quellen bearbeitete „Taschenbuch des gesammten Studienwesens an den Hochschulen zu Wien“. (Wien, 1884. Galm & Goltmann.) Das Werkchen, das im vollsten Sinne des Wortes eine Lücke in der bestehenden Handbuchs-Literatur auszufüllen beabsichtigt, kann jedem Hochschüler wärmstens empfohlen werden; denn durch den Besitz desselben wird er über alle an den Wiener Hochschulen geltenden Bestimmungen vollständig unterrichtet. Das Büchlein enthält alle an den Hochschulen Oesterreichs und insbesondere Wiens bestehenden Normen und Gesetze, die Bestimmungen über Immatriculation, Collegien-gelder, Rigorosen und Promotionen; ferner finden wir schätzenswerte, kurz gefasste, aber dennoch auf Gründlichkeit beruhende historische Nachrichten über die Gründung und allmähliche Entwicklung der einzelnen Lehranstalten. Für die studierende Jugend und namentlich für die neu eintretenden Hochschüler werden auch die Mittheilungen über das Vereins- und Corpswesen von Interesse sein.

— (Südslawische Volkspoesie.) „Sagen und Märchen der Südslaven“ von Dr. Friedrich Krauß. Zum großen Theile aus ungedruckten Quellen. I. und II. Band. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. Zuerst war das Studium der einzelnen Sprachen, dann kam das vergleichende Studium der Sprachen, zuletzt, und zwar in letzter Zeit, das Studium des Volkes. Und da man beim Sprachenstudium darauf gekommen war, daß die Vergleichung die Hauptsache sei für das eigentliche Verständnis, so ist das Studium des Volkes von allem Anfang an ein vergleichendes oder wenigstens in letzter Linie auf Vergleichung hinielendes gewesen.

Die Griechen und Römer waren die ersten Völker, mit deren Sprache man sich ernstlich beschäftigte, natürlich in wissenschaftlicher Weise, nicht zum Zwecke der Conversation. Das Studium dieser beiden Sprachen ist immer hand in hand gegangen, anfänglich wohl nur deshalb, weil die beiden bedeutenden, fast gleichzeitig lebenden Völker des Alterthums selbst in geistiger Wechselbeziehung zu einander standen. Ein anderes Band als das der zeitlichen und örtlichen Nähe kannte man lange nicht. Erst in der Mitte dieses Jahrhunderts kam man zu dieser Erkenntnis, man sah ein, daß diese beiden Sprachen einander verwandt seien und daß es nicht nur diese zwei seien, sondern viele andere auch.

Damit beginnt das vergleichende Sprachstudium. So war man auch zur Bekanntschaft mit einer Reihe von Völkern gekommen, eigentlich nur deshalb, weil sie eine Sprache sprachen. Dies Moment war das einzige, was an ihnen interessierte. Aber ein Volk ist wie eine Maschine, man interessiert sich für dieselbe, weil sie einen gewissen Zweck erfüllt, eine gewisse Lebens-thätigkeit äußert. Dann aber will man auch wissen, wie sie zusammengefaßt ist, man will sie genauer kennen lernen.

So auch beim Volke. Hat es einmal die Aufmerksamkeit auf sich gezogen um seiner Sprache willen, die mit der eines anderen Volkes Verwandtschaften zeigt, so liegt es nahe, sich dann noch eingehender mit ihm zu beschäftigen. Und diese Beschäftigung bringt reiche Früchte. Nicht nur, daß man das anderweitig angeregte Interesse befriedigt, man wird auch auf das zurückgewiesen, wovon man ausgegangen, man findet auch hier reichlich Berührungspunkte zwischen den einzelnen Völkern. Das ist das Studium des Volkes, die Ethnographie, ein Kind der jüngsten Zeit, in der wir noch leben. (Fortf. folgt.)

Alle hier besprochenen Werke sind vorrätzig oder werden schnellstens besorgt durch die Buchhandlung von Jg. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.

## Neueste Post.

Original-Telegramme der Laib. Zeitung.

Trieste, 14. Juli. Ein deutscher Dampfer, welcher im Petroleumhafen Benzin lud, ist in Brand gerathen. Die Mannschaft der hier ankernden österreichisch-ungarischen Flotte war sofort am Platze; das brennende Schiff wurde mit ihrer Hilfe rasch losgemacht und in die offene See gebracht, wo es jetzt noch in thurmhohen Flammen steht. Die rasche Entfernung des brennenden Objectes aus dem Petroleumhafen verhütete großes Unglück, indem dadurch die in der Nähe befindlichen, mit Petroleum beladenen Dampfer vor den Flammen beschützt wurden.

Trieste, 14. Juli. Der Dampfer „Octav“ war bereits mit 2500 Barrels Benzin beladen, als der Brand ausbrach, dessen Ursache bisher noch unbekannt ist. Ein Verlust an Menschenleben ist nicht zu beklagen, weil die Besatzung bei Ausbruch des Brandes sich in den Dock befand. Bloß zwei Matrosen erlitten Verletzungen. Der Brand dauert fort. Wahrscheinlich wird das Schiff versenkt werden.

Der Marine-Commandant, Vice-Admiral Baron Sterneck, stattete heute vormittags dem Gouverneur einen officiellen Besuch ab.

Trieste, 14. Juli. Der Dampfer „Octav“ wurde gegen die Küste von Istrien bugsiert. Das Benzin ist von den Flammen verzehrt, gegenwärtig brennt der Kohlenvorrath, die rückwärtigen Seitenwände sind eingestürzt und verbrannt.

Prag, 14. Juli. In dem Prager Vororte Rositz entstand heute eine Wirtshausrauferei, wobei ein Ex-

cebtent verhaftet wurde. Auf der Gasse suchte die Menge, darunter einige Soldaten, den Verhafteten zu befreien. Es entwickelte sich ein förmlicher Kampf zwischen der herbeigeeilten Sicherheitswachmannschaft und der immer mehr anwachsenden Menge, wobei ein Wachmann mit dem Bajonett verwundet wurde, drei andere durch Stöße und Steine Verwundungen erlitten.

Paris, 14. Juli. Das Nationalfest wurde wie in den vorhergehenden Jahren gefeiert. Mittags ereignete sich ein unliebsamer Zwischenfall vor dem „Hotel Continental“: Studierende erblickten eine deutsche Fahne und verlangten schreiend deren Entfernung; Gamin's liefen herbei, zerrissen die Fahne und schlugen die Fensterheben und das Thor des Hotels ein; Polizei zerstreute die jugendlichen Ruhestörer.

Paris, 14. Juli. In Marseille sind von gestern abends bis heute vormittags 32, in Toulon 11 Personen an der Cholera gestorben.

London, 14. Juli. „Standard“ meldet, die Führer der Tory-Partei hätten den Compromissantrag als unannehmbar bezeichnet, und ist daher das Zustandekommen eines Compromisses problematisch geworden.

In Cleaton in Westcumberland entstand am 12ten d. M. anlässlich eines öffentlichen Festes ein Straßenkampf zwischen Katholiken und Orangisten mit Hieb- und Schusswaffen, wobei mehrere Personen getödtet und fünfzig verwundet wurden. Die Polizei bewältigte die Ruhestörung erst, nachdem sie sich mit Säbeln bewaffnet hatte.

Sofia, 14. Juli. Das neue Cabinet ist constituirt. Karavelov, Ministerpräsident, Finanzminister und Leiter der öffentlichen Arbeiten bis zur Aufhebung dieses Departements; Tzanov, Auswärtiges; Slavejkov, Inneres; Radoslavov, Justiz; Karolev, Unterricht. Kammerpräsident wurde Stambulov.

## Volkswirtschaftliches.

Ernte-Aussichten in Ungarn. Die Ernte-Aussichten in Ungarn sind folgende: Für Weizen eine gute Mittelernte, da von 4 217 900 Catastralgeld gegenwärtig 517 000 „unter mittel“, 1 897 448 mittelmäßig, 1 516 832 „über mittel“, 127 199 gut stehen. (Von 159 316 Joch fehlen noch Nachrichten.) Für Raps schwache Mittelernte, für Roggen muthmaßlich eine Mittelernte zwischen 6 bis 10 Hektoliter per Joch. Gerste und Hafer stehen gut, Mais sehr günstig, Heu dürfte ein schwächeres Ertragnis geben, die Kartoffelernte ausgiebig sein. Der Roggenschnitt ist mit Ausnahme Siebenbürgens überall im Zuge. Die Ernte ist eine mittelmäßige. Auch der Weizenschnitt hat begonnen, und ist eine gute Mittelernte zu erwarten. Frühjahrssaatens versprechen im ganzen Lande eine gute Ernte, namentlich Hafer ist gut entwickelt. Hackfrüchte entwickeln sich langsam. Der Weinstock hat in der Blüte durch den kalten Regen gelitten, doch ist eine gute Reife zu erwarten.

## Angewandte Fremde.

Am 13. Juli.

Hotel Stadt Wien. Guschitz, Schlesinger, Stasny, Weinberger, Rudensteiner, Reisende, Wien. — Freiherr v. Schreiner, k. k. Gesandter, sammt Familie, Friesach. — Millicich, Fabrikant, sammt Tochter, Italien.

Hotel Elefant. Ritter Tonello v. Stramare, Stramare. — Vater Saurent, Prior, sammt Bruder Ferdinand, Neudorf. — Hell, k. k. Hauptmann, Livno. — Heller, Volksfänger, Graz. — Kopatsch, Kaufm., Windisch-Feistritz.

Hotel Europa. Kosmaier, Private, Wien. — Bauer, Tabakfabrik-Beamter, Fiume.

Baierischer Hof. Pammer, Bahnbeamter, Wien. — Dr. Genilia, k. k. Prof., f. Familie, Trieste. — Dsimic, Gastgeber, f. Familie, Bistritz.

Gasthof Südbahnhof. Demetrio, Trieste. — Friedl, Reisender, Bistritz. — Pehar, sammt Tochter, Bistritz. — Kuard, Privat, Sava. — Verlic, sammt Frau, Oberkrain.

## Verstorbene.

Den 13. Juni. Friedrich Ramovs, Glodengießersohn, 5½ Monat, Grubergasse Nr. 4, Durchfall.

Im Spitale:

Den 11. Juli. Maria Brand, Bürgerpründnerin, 74 J., Altersschwäche.

## Meteorologische Beobachtungen in Laibach.

Juli	Zeit der Beobachtung	Barometerstand in Millimetern auf 0° C. reducirt	Lufttemperatur nach Celsius	Wind	Richtung des Windes	Niederschlag in Millimetern
14.	7 U. Mg.	738,69	+20,6	D. mäßig	heiter	
	2 „ N.	736,43	+30,2	W. mäßig	heiter	
	9 „ Ab.	737,81	+24,0	W. mäßig	bewölkt	0,00

Schönes Wetter anhaltend, Hitze zunehmend; abends umwölkt. Ferner Donner, Wetterleuchten in O. Das Tagesmittel der Wärme + 24,9°, um 5,9° über dem Normale.

Verantwortlicher Redacteur: J. Naglitz.

(Eingefendet.)

**Verfälschte schwarze Seide.** Man verbrenne ein Musterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zutage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verfälscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht spedit wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerbrüht man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. Das Seidenfabrik-Depot von G. Henneberg (königl. Postlieferant) in Zürich versendet gern Muster von seinen echten Seidenstoffen an jedermann und liefert einzelne Roben und ganze Stücke zollfrei ins Haus ohne Zollberechnung. Ein Brief nach der Schweiz kostet 10 fr. (51)



Amtsblatt zur Laibacher Zeitung Nr. 161.

A. h. Steuer-Localcommission.